

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 7

Artikel: Ein späterer Bundesrat im amerikanischen Bürgerkrieg :
Aufzeichnungen von Emil Frey - Abenteurer, Idealist, Staatsmann
Autor: R.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

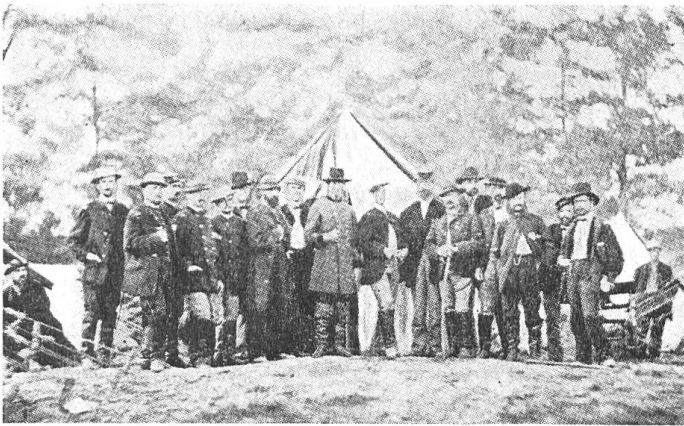
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein späterer Bundesrat im amerikanischen Bürgerkrieg



Ein General mit seinem Stab im Hauptquartier

**Aufzeichnungen von Emil Frey —
Abenteurer, Idealist, Staatsmann**

Ausgewählt von R. St.

Die folgenden Aufzeichnungen stammen aus einem vergilbten Büchlein in winzigem Format: «Erlebnisse eines Schweizers im Sezessionskriege». Das hässlich überstempelte Bibliotheks-Exemplar ist eine kleine Rarität: Handschriftlich widmet der Verfasser die Broschüre «seinem hochverehrten, lieben Freunde Bundesrat Welty» und vermerkt am Schluß «Geschrieben am Weihnachtstag 1893».

Wenige Tage zuvor war der Verfasser selber zum Präsidenten des Bundesrates gewählt worden: Emil Frey, 1838 zu Münchenstein geboren, der einzige bisher aus dem Baselbiet stammende Bundesrat, der sich freilich bis zu seinem Tod am Heiligen Abend 1922 viel lieber als «Oberst Frey» anreden ließ. Sein gleichnamiger Vater, Spross einer alten Stadtbasler Familie, hatte sich im Zwist der Landschaft mit der Stadt für jene entschieden, dort Wohnsitz genommen und viele Ämter bekleidet. Im 18. Jahrhundert hatte ein Vorfahre, Johann Rudolf Frey, die berühmte Schrift des Zürcher Arztes Hans Caspar Hirzel «Der philosophische Bauer» ins Französische übersetzt.

Emil Frey junior, der sich später als hochbegabter Jurist entpuppte, war eine Abenteurernatur im guten

Sinn des Worts; das Risiko bedeutete ihm mehr als Sicherheit. Als junger Mann mußte er wegen Unbotmäßigkeit das Basler Gymnasium verlassen. Er bestand die Maturität in Jena. Doch auch an der dortigen Universität hielt er das herkömmliche Burschenleben nicht aus. Er setzte sich 1860 nach Nordamerika ab, wo er im Alter von 22 bis 27 Jahren ein spätes Reisläuferschicksal erlebte: im Krieg, den die Nordstaaten um die Einheit der Union führten, als nach erbittertem Wahlkampf der Republikaner Abraham Lincoln, der die Abschaffung der Neger-Sklaverei versprochen hatte, knapp zum Präsidenten erkoren worden war.

Freys Regimentskommandant Friedrich Hecker (1811–81) hatte 1881 als badischer Revolutionär und Führer der radikalen Linken die Republik gefordert. Ein von ihm geführter Aufstand war im Gefecht bei Kandern gescheitert. Hecker war dann in die Schweiz geflohen, danach in die Vereinigten Staaten. Hier blieb er, obwohl er ein Bewunderer Bismarcks wurde. Auch mit General Grant kam Frey in Berührung. Ulysses Sympson Grant war von Haus aus Farmer und Händler. 1868–72 Präsident der

USA, geriet er in die Hände korrupter Berater. Er starb verarmt 1885. Richmond, wo Frey gefangen gehalten wurde, Hauptstadt von Virginia, war von 1861 bis 1865 die Kapitale der Konföderierten (Südstaatler). Es wurde am 3. April 1865 vom Unionsheer besetzt. Kurz darauf wurde Frey vom Nachfolger des soeben ermordeten Lincoln – er hieß, wie hundert Jahre später der Nachfolger des ermordeten Kennedy, Johnson – für seine Tapferkeit ausgezeichnet.

Heimgekehrt vollendete Emil Frey seine juristischen Studien und wurde schon im Herbst Staatschreiber von Baselland, im Mai 1866 Regierungsrat und sogleich Regierungspräsident! 1872 war er sowohl Chefredaktor der «Basler Nachrichten» wie basellandschaftlicher Nationalrat und Kommandant einer Brigade. Von 1882 bis 1888 vertrat er die Schweiz als erster eidgenössischer Gesandter in Washington. Nach kurzem Zwischenspiel bei der «National-Zeitung» wurde er 1890 in den Bundesrat gewählt. Nachdem 1895 das Volk seine Vorlage, welche die Militärverwaltung ganz dem Bund übertragen wollte, verworfen hatte, benutzte er die erste ehrenvolle Rücktrittsgelegenheit. Ob sich hier auch eine Parallele in der Gegenwart einstellt?

Der damalige Vorsteher des Militärdepartements jedenfalls, eben Emil Frey, wurde von seinen Bundesratskollegen 1897 zum Direktor des Internationalen Telegraphenamtes gewählt, und die Universität Bern zeichnete ihn mit dem Ehrendoktor aus. Er bereiste unter anderem Nordafrika und schrieb das erfolgreiche Werk «Die Kriegstaten der alten Schweizer». An seinem 70. Geburtstag erhielt er 250 Briefe, 150 Telegramme und zahlreiche Postkarten aus aller Welt. Nun aber lesen wir aus seiner Feder über seine Erlebnisse vor hundert Jahren:

Amerika!

Ich glaube, ich war schon als Knabe entschlossen, eines Tages nach Amerika zu gehen; nicht um auszuwandern, auch nicht, um meine Neugierde oder Wanderlust zu befriedigen. Das Interesse, welches Land und Volk der Vereinigten Staaten mir von jeher einflößten, hatte etwas von der bestrickenden Kraft des Magnetismus. Es zog mich hin, und ich ging. Ich ging direkt von der Universität und langte nach einundzwanzigtägiger, stürmischer Fahrt am 8. Dezember 1860 in New York an.

Auf der Reise hatten wir Nachricht von der Wahl Lincolns erhalten. In der Luft lag etwas wie Gewitterschwüle. In Süd-Carolina hatte schon am Tage vor der Wahl Lincoln der Gouverneur die Erklärung abgegeben, daß in dem Falle, da Lincoln gewählt werden sollte, diesem Staate nichts anderes übrig bleibe, als aus der Union auszutreten. Sollte aber, so fügte er hinzu, die Regierung der Vereinigten Staaten, in Missachtung der Lehren der Geschichte, Zwangsmaßnahmen versuchen, so wäre es die Pflicht des Südens, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen.

Vorerst wandte ich mich aber einer friedlichen Beschäftigung zu. In New York blieb ich nur wenige Tage, aber lange genug, um einen unauslöschlichen Eindruck in mir aufzunehmen von der machtvollen Energie, welche in dem wogenden Leben der City pulsierte. Und wissen Sie, was mir besonders imponierte? Die Entdeckung am Broadway, daß die Polizisten in den Vereinigten Staaten nicht dazu da sind, ihre Mitbürger zu plagen, sondern zum Schutze der Frauen und Kinder. Diese werden von den hünenhaften Blauröcken durch das Gewühl der Wagen geleitet. Bei uns in der Schweiz stand die Polizei dazumal nicht auf solcher Höhe!

Mein Ziel war die Lookingglass Prärie in Illinois. Dort war eine von den Herren Knöpfli aus Luzern in den dreißiger Jahren gegründete Schweizerkolonie, und dort hoffte ich das amerikanische Farmerleben in seiner Wirklichkeit kennen zu lernen, das ich mir so oft als Knabe in den freundlichsten Farben ausgemalt hatte.

Man sagt, daß der Bergbewohner, in die Ebene versetzt, sich unglücklich fühle. Ich hatte meine Jugend in der Schweiz verbracht, hatte in Jena, mitten in dem hügel- und burgenreichen Thüringen, drei Jahre als Student meines Lebens mich gefreut; allein mir war nie wohler als während der paar Monate, die ich auf der Lookingglass Prärie verlebte. Ich will die Umgebung nicht mit dem Vierwaldstättersee vergleichen, das wäre kindisch. Allein, wer sie jemals in einer klaren Mondnacht gesehen hat und dabei keine innere Rührung empfand, der ist wohl auch für die großartige Naturpracht am Rütli nicht empfänglich.

«Minister Frey, mein Knecht!»

Meine guten Eltern hatten mich weit über mein Verdienst mit finanziellen Mitteln ausgestattet; ich hätte mir das Farmerleben während längerer Zeit mit aller

Behaglichkeit ansehen können. Allein nach wenigen Wochen zog ich es vor, mich bei einem Farmer als Knecht zu verdingen. Der Mann hieß Leder; man nannte ihn zum Unterschied von seinen drei Brüdern den kleinen Leder. Er stammte aus Oberflachs im Kanton Aargau und hatte in seinen jungen Jahren meinen Vater einst als Kutscher nach Luzern auf die eidgenössische Tagsatzung geführt.

Der kleine Leder war daher eher stolz auf seinen neuen Knecht, und obgleich mich ziemlich jedermann in der Umgebung kannte, versäumte er nie, mich mit den Worten vorzustellen: «Das ist der Frey, mein Knecht!» Und als ich 24 Jahre später als erster schweizerischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten Lookingglass wieder besuchte, und der kleine Leder, nun ein rüstiger Siebziger, sich beim Mittagessen, das mir an jenem fröhlichen Tage offeriert wurde, einfand, da rief er, wie ich es vorausgesagt hatte: «Das ist der Minister Frey, der mein Knecht war, mein Knecht!»

Freund des Freiheitshelden

Nicht weit von uns lebte auf seiner Farm Friedrich Hecker, der hervorragendste und populärste deutsche Revolutionsheld aus dem Jahre 1848. Er war ein hoch gebildeter Jurist und auch sonst mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattet, ein prächtiger, phantasievoller Redner und von edler, wenn auch oft etwas rauher Offenheit.

Niemals hat es einen uneigennützigeren Menschen gegeben, einen glühenderen Idealisten als ihn, und ich bin in meinem ganzen Leben nie auf eines Mannes Freundschaft stolzer gewesen. Ich besuchte ihn oft, und er war es, der mich vier Jahre später, als ich gebrochen und elend aus der südlichen Gefangenschaft zurückkehrte, wieder gastfreundlich bei sich aufnahm.

Frischfröhlicher Krieg?

Inzwischen war der Sturm losgebrochen. Abraham Lincoln hatte den Präsidentenstuhl bestiegen, nachdem bereits der erste Schuss im Hafen von Charleston gefallen war. Umsonst versicherte Lincoln das Volk des Südens, daß es in seinen verfassungsmäßigen Rechten geschützt werden solle. Umsonst erklärte er, daß er nicht die Absicht habe, die Sklaverei in denjenigen Staaten, wo sie gesetzlich bestand, in Fra-

ge zu stellen. Umsonst betonte er, daß er die Union als einen festen Staatenbund betrachte, und daß kein Staat das Recht habe, aus freien Stücken auszutreten.

Der Krieg brach dennoch aus. Lincoln rief die Freiwilligen zusammen. Mit patriotischer Begeisterung antwortete das Volk des Nordens. Einer der ersten, welche dem Land ihre Dienste anboten, war Friedrich Hecker. Für ihn wurde das 24. Illinois-Regiment rekrutiert.

Am 17. Juni nahm ich Dienst in diesem Regiment, wurde am gleichen Tage noch zum Fahnenträger bestimmt und fuhr gleichen Abends mit dem Regiment nach Alton.

Ich war also Soldat geworden. Warum? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie, deren Blut auf manchen Schlachtfeldern Europas geflossen ist. Das meinige hatte ich bis jetzt bloß auf der Mensur im Studententuell vergossen. Die Aussicht, einen frischen, fröhlichen Krieg mitzumachen, hatte daher für mich einen großen Reiz, und ich will durchaus nicht leugnen, daß dies mit ein Grund war, ins Hecker-Regiment einzutreten. Allein zu meiner Ehrenrettung muß ich hinzufügen, daß ich mindestens ebenso empfänglich war für die große Sache der Republik, für die Erhaltung der Vereinigten Staaten. Ich war schon alt genug, einzusehen, welchen Schaden eine drohende Zweiteilung anrichten könnte.

Zudem war ich, wie jeder gebildete Europäer, für die Abschaffung der Sklaverei.

Träger des Sternenbanners

Immerhin war ich doch kein bloßer Abenteurer, als ich am 17. Juni 1861 die Regimentsfahne aus den Händen des Obersten Hecker in Empfang nahm, und ich darf hinzufügen, daß kein eingeborener Amerikaner stolzer darauf sein konnte, das Sternenbanner zu tragen.

Strapazen und Gefahren ließen nicht auf sich warten. Eines Morgens hieß es, daß wir der Brigade des Generals Grant zugeteilt worden seien und daß dieser das Regiment inspizieren werde. Der General trug einen langen, dunkelblonden Bart ohne Schnurrbart. Wir hatten von dem nachmaligen Besieger der Konföderation noch wenig oder nichts gehört, so daß uns die Zeremonie, ich gestehe es, ziemlich kalt ließ.

Bald nachher brachte ich General Grant zwei Ge-

fangene, die unser Regiment gemacht hatte. Er bewohnte ein kleines, niedriges Haus, das in einem Baumgarten stand. Der General kam selbst heraus, um meine Meldung entgegen zu nehmen, und richtete mehrere Fragen an mich. Mein englischer Wortschatz war leider damals noch recht dürftig, und ich fürchte, daß der General wenigersprießliches von mir vernahm. Trotzdem entließ er mich nicht unfreundlich.

Während des Krieges habe ich General Grant verhältnismäßig wenig gesehen. Viele Jahre später sah ich ihn in Washington, wo er bei einem befreundeten General zu Besuch weilte. Ich machte gleich nach seiner Ankunft meine Aufwartung, und er war gütig genug, mir am nächsten Tage diesen Besuch zu erwidern, obgleich meine Wohnung drei Meilen entfernt lag. Der ehemalige Obergeneral und Präsident der Vereinigten Staaten kam in einem ganz bescheidenen Fuhrwerk zu mir gefahren. Es war bald nach seiner Rückkehr von seiner Reise um die Welt. Auf dieser hatte ich ihn, als er nach Basel kam, empfangen. Er schien sich aber meiner nicht mehr zu erinnern, und ich kam auch nicht mehr darauf zurück.

Umso lebhafter unterhielten wir uns über die Eindrücke, die der General namentlich in Paris von der europäischen Politik empfangen hatte. Und wenn ich sage: «wir», so muß ich sofort hinzufügen, daß nicht ich, sondern der große Schweizer Grant die Kosten der Unterhaltung trug.

Rasche Karriere

Am 17. Juni 1862 verließ ich in Athens, Alabama, mein Regiment, um für ein zweites Hecker-Regiment eine Kompagnie zu rekrutieren. Ich war am 29. August 1861 zum Leutnant und am 1. Januar 1862 zum Oberleutnant befördert worden und wurde von meiner neuen Kompagnie im August 1862 einstimmig zum Hauptmann gewählt. Diese Kompagnie, die zum großen Teil aus Schweizern bestand, instruierte ich nun mit der größten Sorgfalt, so daß sie bald als eine der besten galt und vom Obersten Hecker mit Vorliebe zu besonderen Expeditionen verwendet wurde.

Im September wurden wir nach Washington geschickt, um der Potomac-Armee einverleibt zu werden. Ohne Aufenthalt in der Bundeshauptstadt marschierten wir nach Virginien hinüber, wo wir auf den Arlington Heights kampierten. Ich werde den Anblick nie vergessen, der sich uns am andern Morgen bot,

als die Sonne über dem Kapitol aufging und mit ihrem goldenen Glanze das wunderbare Gebäude und die Hauptstadt übergoß, zu deren Schutz wir aus dem fernen Westen herbeigeeilt waren.

Das Schicksalsdatum

Der 17. Juni sollte (1863) zum dritten und nicht zum letzten Male für mich von Bedeutung werden. Wir befanden uns bereits auf dem Marsch gegen den Potomac und nach Maryland und Pennsylvanien. Oberst Hecker war in der Schlacht bei Chancellorsville verwundet worden und noch nicht zum Regiment zurückgekehrt. Der nachmalige General Salomon kommandierte das Regiment und übertrug mir am 17. Juni die Funktionen eines Majors.

Wie freute ich mich über diese Auszeichnung – und dennoch sollte sie mein Unglück werden! Am Abend des ersten Tages der Schlacht bei Gettysburgh wurde ich auf dem Rückzug durch die Stadt mit 3000 anderen gefangen genommen und bin noch heute überzeugt, daß ich glücklich durchgekommen wäre, wenn ich es nicht für eine Pflicht und Ehrensache gehalten hätte, bis zum letzten Augenblick zu Pferd zu bleiben. Zu Fuß wäre es mir wohl ein Leichtes gewesen, mit den dichten Massen unserer fliehenden Truppen vorwärts zu kommen, während ich zu Pferd oft lange nicht vom Fleck kam und schließlich mit 76 Soldaten des Regiments gänzlich abgeschnitten und gefangen genommen wurde.

Mörderische Gefangenschaft

Gefangen! Ein schreckliches Wort und ein erdrückendes Gefühl, das nur derjenige in seinem ganzen Umfang ermessen kann, der selber sich in dieser unglücklichen Lage befunden hat. Das erste war, daß wir über unser eigenes Schlachtfeld zurückgeführt wurden. Gewiß hatten noch nie die Schrecken des Schlachtfeldes den grauenhaften Eindruck auf unsere Leute gemacht wie damals. Wir stießen auf zahlreiche Tote und Verwundete unseres Regiments. An einer Hecke lag der Sergeant Wagenknecht; es waren ihm beide Beine abgeschossen, und der Arme bat mich flehentlich, seinen Leiden ein Ende zu machen. Vorüber!

Nach 17tägigem beschwerdevollem Marsch wurden wir Offiziere in einen Eisenbahnzug verpackt, und bevor sich der Zug in Bewegung setzte, nahm

man uns alles ab, was wir außer der Kleidung auf uns trugen.

Ich werde mich davor hüten, das Leben in der Libby, in die wir nun eingesperrt wurden, zu beschreiben. Ich weiß ja wohl, daß die heutige Generation der Südstaaten es nicht glauben will, daß General Winder und seine Leute die nördlichen Gefangenen misshandelten und daß unsere braven Soldaten dem Hunger und den Entbehrungen zu Tausenden erlagen. Und dem Volke des Nordens würde ich nichts Neues erzählen. Ich beschränke mich daher darauf, hier einige Einzelheiten hervorzuheben und etwa das besonders zu erzählen, was mir persönlich in jenen achtzehneinhalb Monaten begegnet ist.

Wir kamen am Nachmittag des 18. Juli 1863 in Richmond an und wurden in der Libby in einem Raum gebracht, unter welchem sich die Bürger aus Maryland und Pennsylvanien befanden, die General Lee auf seinem Zuge durch diese Staaten kurz zuvor hatte gefangen nehmen lassen. Etliche von uns hatten noch etwas hartes Brot bei sich, und als sie vernahmen, daß jene Bürger schweren Hunger litten, warfen sie ihre Brotresten durch die Ritzen der Treppe hinunter. Unvergesslich bleibt mir der Anblick, der sich nun bot. Diese Bürger, deren Äußeres den unverkennbaren Stempel des Wohlstandes trug, warfen sich ungestüm über die kümmerlichen Krümen her, entrissen sie sich gegenseitig und schlugen sich förmlich um deren Besitz. Schmerzlich war die Gier der Sieger in diesem Tumulte anzusehen, wie sie das erkämpfte Brot verschlangen. Wir waren nun nicht mehr im Zweifel darüber, was unser harrete.

Als Geisel im Rattenloch

Unter den nördlichen Offizieren, die wir vorfanden, waren die beiden Hauptleute Sawyer und Flinn, welche vor kurzem durch das Los als Geiseln für zwei auf Befehl der Regierung der Vereinigten Staaten erschossene konföderierte Offiziere bezeichnet worden waren. Ihr Schicksal schien unvermeidlich. Selten sah ich ein traurigeres Bild, als diese beiden Offiziere in ihrer trostlosen Hoffnungslosigkeit. Der eine war in wenigen Tagen grau geworden.

Auf einmal verbreitete sich die Nachricht, die Nördlichen hätten einen Sohn des Generals Lee gefangen genommen und die kategorische Erklärung nach Richmond abgehen lassen, daß die Hinrichtung von Sawyer und Flinn die sofortige Exekution des

Anstelle eines Gespräches

VON

ERIKA BURKART

Warum

erfragt nicht den Grund.

Wir sind, weil er ist.

Viele die sehen

sind stumm.

Wissen ist eckig, Weisheit ist rund.

Wir messen nicht, was uns mißt.

Alles bleibt zu bestehen

von Erde zu Erde,

— mit-eingeknüpft in den Sinn

das laute: Ich werde,

das stille: Ich bin.

jungen Lee zur Folge haben werde. Sawyer und Flinn waren gerettet und wurden einige Monate nachher ausgewechselt.

Zehn Monate nach meiner Gefangennahme sollte auch mich das Schicksal von Sawyer und Flinn treffen. Von einem nördlichen Kriegsgericht waren drei konföderierte Offiziere zum Tode verurteilt worden. Drei der Unserigen wurden sofort als Geiseln für das Leben der Verurteilten bezeichnet, und das Los traf einen Major Goff aus West-Virginien, einen Leutnant Manning aus Massachusetts und mich. Der Kommandant des Libby-Gefängnisses, ein hartgesotterer Sünder, erklärte uns sehr bestimmt, daß wir uns keinen Illusionen hingeben sollten: Würden die drei Konföderierten erhängt oder erschossen, so würde uns keine Macht der Erde vor dem gleichen Schicksal bewahren.

Wir wurden ohne Weiteres in den Keller geführt und dort in eine dunkle Zelle gesperrt. Es war am 3. Mai 1864.

Ich war damals fünfundzwanzigeneinhalb Jahre alt und der Älteste von uns dreien. Wir waren demnach noch recht junge Leute im Hinblick auf das, was uns jetzt bevorzustehen schien. Hatten wir schon bis jetzt fast unerträglichen Hunger gelitten, so begann für uns nun neben der Seelenqual, die wir erduldeten, eine eigentliche Aushungerung. Unsere tägliche Ration, die wir jeweilen gegen Mittag erhielten, bestand aus einem kleinen Stück Maisbrot, einem Stück ranzigen Speck und sechs bis sieben Esslöffel sogenannter Negerbohnen oder Reis schlechtester Sorte. Die ganze Ration durfte laut ausdrücklichem Befehl nicht mehr als dreiviertel Pfund wiegen.

Glücklicherweise lebten in unserem Keller ganze Herden von Ratten. Einige hatten uns gleich in der ersten Nacht einen Besuch gemacht. Freund Manning war ein findiger und geschickter Mann. Er schlug uns vor, auf die entsetzlichen Tiere, die sich hauptsächlich während der Nacht unter sich auf das heftigste befahdeten, Jagd zu machen und sie zu essen. Er konstruierte die Falle; als Lockspeise diente unser halbverfaulter Speck. Wenn die Ratte gefangen war, war es mein Geschäft, die Lade sorgfältig zu heben, bis die Ratte den Kopf sehen ließ. In diesem Stadium hatte der Major einzugreifen, indem er den Kopf der Ratte mit einem Holzseil treffen mußte.

Am andern Morgen wurden die Ratten von dem Neger, der unsere Zelle zu reinigen hatte, gekocht

und von uns gegessen. Es bedurfte eines furchtbaren Hungers, um den Ekel zu überwinden, den uns diese Bestien einflößten.

Letzte Demütigungen

Am 21. Mai teilte uns ein Wärter mit, «daß wir wahrscheinlich nicht gehenkt würden». Eine andere Eröffnung ist uns nie zuteil geworden. Daß Präsident Lincoln die Exekution der drei Konföderierten sistierte, und daß auf Befehl des Kriegsdepartementes weitere südliche Geiseln für uns in Einzelhaft gesetzt wurden, verschwiegen uns die südlichen Behörden freundlich.

Bald füllte sich auch die Zelle neben uns mit andern Geiseln. Es entwickelte sich unter uns ein so reger Verkehr, als unsere zunehmende Schwäche es gestattete. Wir erzählten uns Geschichten aus der Heimat, und da dieselben Geschichten oft wiederholt wurden, beschlossen wir, es sei untersagt, das Gleiche mehr als zehnmal zu erzählen.

Wir vermochten kaum mehr zu gehen; wir waren zu Skeletten abgemagert. Ich wurde einige Tage ins Spital versetzt. Als ich zurück kam, war ich entsetzt über den Anblick meiner Gefährten. Als wir einmal unsere Tagesration erst um vier Uhr erhielten, waren wir bereits so schwach geworden, daß wir an jenem Tage überhaupt nichts mehr zu essen vermochten.

Am 18. Juli schaffte man uns mit einigen gefangenen Negersoldaten zusammen auf die Eisenbahn, um uns ins Militärzuchthaus in Salisbury zu versetzen. Der Arzt hatte erklärt, daß ein längeres Verbleiben in der Zelle, deren nähere Beschreibung ich dem Leser ersparen will, uns unfehlbar töten werde.

Im Zuchthaus in Salisbury waren wir unter einer Bande von Verbrechern unseres Lebens keinen Augenblick sicher, bis mehr von unseren Gefangenen ankamen und wir die Mehrheit bildeten. Ein Plan, auszubrechen, wurde verraten und darauf sämtliche Offiziere nach Danville verbracht und von da zurück nach Richmond.

Am 14. Januar 1865 wurde ich gegen Captain Gordon ausgewechselt. Ich sah ihn zum erstenmal am 15. September 1882, als ich als Gesandter in Washington angekommen war. Vor kurzem (1893) brachte mir der «Evening Star» von Washington die Nachricht vom Tode des Captains. Der Artikel, mit unseren Bildnissen geschmückt, war überschrieben: «Ein Paar fürs Leben».